

(Nachdruck verboten.)

38]

flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Wald freilich kam die Trennung, da Marie Luise dem Drängen des Arztes nachgab und mit ihrem Gatten nach Tirol reiste. Der Abschied wurde ihr leicht, da Grabaus in wenigen Wochen, sobald die Universitätsferien begonnen hatten, nachkommen wollte.

Für Grabaus verging die Zeit wie im Fluge. Mit einem Mal schienen die festgefrorenen Ereignisse ins Treiben gekommen zu sein. Sein Buch war erschienen und brachte ihm Anerkennung gerade von den Professoren, an die er es in der Voraussetzung, daß sie es ebenso stillschweigend wie seine früheren begraben würden, und halb aus Trotz geschickt hatte. Aber sei es, daß sie inzwischen über ihn ihre Meinung geändert hatten, sei es, daß dies Werk, geschrieben in einer Zeit äußerster Regens aller Kräfte, die früheren wirklich übertraf, gerade seine vermeintlichen Feinde und Neider schrieben ihm Briefe einer ehrlichen, freudigen Zustimmung. Nichts hätte ihm größere Genugtuung bereiten können, als die Anerkennung von Seiten dieser Männer, die er nicht hatte aufhören können zu lieben und zu verehren, so sehr er sich auch eingebildet hatte, sie wegen ihres gleichgültigen Ignorierens seines Schaffens zu verachten.

Wenige Tage nach Marie Luisens Abreise fuhr er nach Berlin, um sich persönlich um seine Angelegenheit zu kümmern. Und da zeigte es sich, daß er gerade zur rechten Zeit gekommen war. Schon mit dem neuen Jahr sollte die Hochschule eröffnet werden. Sobald die Nachricht von dieser Gründung ruckbar geworden war, hatten auch andere Bewerber ihren Einfluß geltend gemacht. Und da war es der Erfolg seines Buches, der Grabaus den Sieg davontragen ließ. Er reiste ab mit der Berufung zum Rektor in der Tasche.

In Berlin traf Grabaus auch Gebhard wieder, der ihm erzählte, daß Maggie Thön Abschied von der Bühne genommen und einen reichen jungen Mann geheiratet hätte. Ende Februar, gerade in den Karnevalstagen, wäre die Trauung gewesen. Als Gebhard dies berichtete, fügte er skeptisch hinzu:

„Das ist gewiß nicht Maggies letzte Rolle. Faschingshochzeit — Faschingshehe.“

15.

„Also wie wär's? Da wir mal Schlafwagen bezahlt haben, müssen wir ihn auch benutzen. Ist Dir's recht?“ fragte Grabaus den Bruder Wolf, mit dem er sich seit einiger Zeit duzte.

„Bist Du schon müde?“

„Ziemlich.“

In Wirklichkeit aber war er weniger müde als ungeduldig. Er hoffte, wenn er sich nur erst hingelegt hätte, so würde er bald einschlafen und die Fahrt desto schneller vorbei sein.

Die beiden Freunde standen auf dem halb dunklen Gang des Schnellzuges Berlin—München. Wolf zerdrückte den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher, und sie betraten nun ihr Abteil, das sie ganz für sich allein hatten, da es nur zwei übereinander befindliche Betten enthielt. Wolf als der jüngere schwang sich geschickt von der kleinen Leiter aus in das obere, indem er meinte; das sei eine gute Vorübung für die späteren Hochtouren. Eine Viertelstunde später zog er die blauen Lichtschirme über die Halbkugel der Lampe. Die beiden wünschten einander Gute Nacht. Dunkel war alles und still. Nur aus der Tiefe klang das dumpfe Rataatatum, Rataatatum der rollenden Räder.

Allerhand äußerliche Dinge überdachte Grabaus noch: Gepäck, Billett, Geld, mitgenommene und vergessene Bücher, auch bei den Seinen zu Haus verweilte er und hörte das bitterliche Weinen seines kleinen Jungen, der schluchzte, weil er noch zu klein war, um mit dem Vater auf die Berge zu steigen. Dann streckte er sich recht aus, drückte den Kopf tiefer in die Kissen und schloß die Augen. Doch ehe er einschlief, flüsterte er noch einmal den Namen Marie Luisens vor sich

hin. Mit einem letzten guten Denken an sie wollte er in Schummer sinken.

Liebe, gute, holde Marie Luise — dachte er. Marie Luise — Marie Luise. Nun will ich schlafen — schlafen. Morgen bin ich bei dir. — Vier Wochen gehören mir. Vier lange Wochen. — Vier kurze Wochen. — Ach, in dieser kleinen Spanne mußt du mir soviel geben, daß es ausreicht für mein ganzes Leben. So viel Gutes und Starkes, soviel Glauben und Selbstüberwindung. Stunden, die unvergeßlich sind. Worte, die immer wieder klingen, Licht, das kommendes Dunkel erhellt. Marie Luise, Marie Luise, Gott weiß, wann ich dich dann wiedersehe. Und kann dich doch nicht vergessen. Nicht von dir lassen. Und wenn ich's ertragen soll, so muß es dein Werk sein — dein Werk. — Aber nun will ich schlafen — schlafen.

Gewiegt von dem gleichmäßigen Schaukeln, betäubt auch ein wenig von der Hitze und vor allem unter der Suggestion des eigenen Willens verfiel er in dumpfen Halbschlaf. Manchmal hatte er die unklare Empfindung, daß heller Schimmer durch die Spalten der Fenstervorhänge an ihm vorüberblitzte, dann piff ein paarmal schrill die Lokomotive. Nach geraumer Zeit schien es ihm auch, daß der Zug hielt. Undeutliche Stimmen klangen traumhaft. Aber das alles glitt nur wie aus weiter Ferne an ihm vorüber, als wären auch vor seinem Geist Vorhänge heruntergelassen, und wenn er etwas wie die Annäherung des Erwachens fühlte, dachte er nur: Schlafen — schlafen — morgen bin ich bei ihr.

Zimmerzu klang von unten her mit dumpfem Schüttern: Rataatatum — Rataatatum — Rataatatum.

Dann — es mochte auf Mitternacht gehen — wälzte Grabaus sich unruhig hin und her, von schweren Träumen bedrückt. Als er plötzlich auffuhr, trat ihm ins Bewußtsein, daß Marie Luise ihm nie gehören würde. Nie! —

Während eine glühende Hitze ihn durchlief, ballte er die Hände und starrte ins Dunkel. Er fühlte jetzt die wiegenden Stöße und mußte auf die dumpfe, gleichförmige Melodie lauschen, wie es immer ging: Rataatatum, Rataatatum, Rataatatum. Unaufhaltsam rasten sie dahin, die schweren Eisenkolosse, durch die schlafende Nacht, fortgerissen von einer unwiderstehlichen Macht — wie das Verhängnis selbst. Wenn jetzt ein menschliches Wesen sich auf den Schienen befand, so würde es unerbittlich zermalmt. Und wenn ein anderer Zug den Weg versperrte, so würden sie beide zerschellen, zerspringen in tausend Trümmer. Rataatatum, Rataatatum, Rataatatum, etwas Elementares lag in der dumpfen Melodie. Und er fühlte, wie auch er getragen war von dieser selben Elementarkraft, mit fortgerissen — wenns gut ging, ans Ziel, wenn das Unglück es wollte, in eine blutige Katastrophe. Rataatatum, Rataatatum, Rataatatum . . .

Ein wilder Jubel erfüllte ihn, als wenn er nun das innerste Wesen seiner Liebe ganz begriffen, als wenn er nun alle Zweifel, alle Unsicherheit ganz überwunden hätte, als wenn er entschuldigt und entledigt wäre aller seiner Vorwürfe und inneren Kämpfe.

Ueber weite, dämmernde Felder fahles Mondlicht. Matt blinkend im verwischten Silber da und dort ein Stern. Plötzlich ein schwärzerer Waldsaum, dann jäh abgerissen zu Ende. Weites, weites Feld, ganz öde. — Nur dunkle Schatten der Telegraphenstangen, die sich huschend verneigten. — Und nun in verschwommenen Umrisse steile Dächer — hellerleuchtete Fenster — vielleicht ein Wirtshaus — dann dunkle Häuser, eine ganze Reihe — da zu ebener Erde hinter trüben Scheiben noch ein Licht — dann ein Friedhof mit Kreuzen und wieder die unermessliche Weite. Vorbei — dachte Grabaus. Wer wohnt dort? Menschen, die ich nie gesehen, noch je sehen werde. Trinkt, singt, flucht, schläft — bald schläft ihr ewig. Wie ist das Leben wirr! Rataatatum, rataatatum. Unaufhaltsam braust er dahin, der Zug unseres Lebens. Fortgerissen fliegen wir mit. Blind töricht, von schwülen Träumen unserer Begierden umhüllt. Und ehe wirs versehen, sind wir am Ziel. Aussteigen heißt es. So kurz ist die Spanne, und doch so wild unser Schreien nach Glück.

Er warf sich zurück. Was wäre ich, dachte er, wenn ich mich verschriebe den Mächten aus dunklen und sonst ge-

Wolken tiefen und den Pakt löste, der mich an ewige Gewalt bindet. Sind sie dem Glück nachgejagt, die ich verehre? Glück oder Unglück, Genuß oder Verzicht — sind das nicht alles Dinge, die versinken, wenn ich nach hohen Zielen strebe?

16,

Drei gute Stunden mochten die beiden abwechselnd gefahren und hinter dem kleinen Maultierwägelchen hergestiegen sein, in einer so unbarmherzigen und geradezu lächerlichen Sonnenglut, als wenn sie auf unnatürlich schnelle Weise zu Mähren gebrannt werden sollten. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Botaniker aus Upsala, ein gottsjämmerliches Kerlchen mit einem Böcker auf der Brust und einem spitzen Kinn wie ein altes Mütterchen. Der hatte unterwegs, eine kurze Strecke hinter Waidbruck, ihr Mitleid und ihre Neugierde erregt, denn diese sonderbare Figur, die da die Straße hinanfeuchte, war mit dem sonderbarsten Gepäc belastet. Auf der linken Seite trug er eine altmodische Reisetasche und rechts ein Futteral, das wie ein riesiges Aktienbündel aussah, sich hinterher aber als Pflanzenpresse herausstellte. Er fragte sie nach der Länge des Weges, und als sich ergab, daß er dasselbe Ziel hatte, luden die beiden ihn zum Einsteigen ein, was er nach einigem Sträuben annahm.

Gierige Schnaken umschwärmten die blutigen Weichen der Maultiere, die aufgeregt mit ihren Schwänzen peitschten, weißer Staub wirbelte unter ihren Füßen auf, in den braunen Felswänden schwenkelten behende Eidechsen, tief unten wand sich zwischen Wiesen und Rebengärten die glühende Eifad, bis dann die Straße nach einer großen Kehre neue Aussichten eröffnete auf nackte, erschreckend kühne Dolomitzacken.

Auf eine wehmütig singende Art erzählte der Botaniker von seinem Leben. Er war Konservator der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität. Im Winter hauste er allein in den großen leeren, nach Kampfor duftenden Sälen, wenn aber der Sommer kam, trieb er sich auf Wiesen und Bergen umher und sammelte Blumen und Gräser. Uebrigens stellte sich heraus, daß er glücklich war wie ein Bräutigam, der seine Braut sehen soll, denn die Regierung hatte ihm ein Reisestipendium ausgesetzt, womit er fast in einer Tour von Upsala bis nach Waidbruck gefahren war, um an den Abhängen des Schlern zu botanisieren. Nach seiner Schilderung war der Schlern das Dorado der Botaniker, es gab dort Pflanzen der seltensten Art. Besonders nach einer Orchidee stand sein Sinn, er meinte, wenn er nur diese fände, wäre sein ganze Reise bezahlt. Wolf, dem die phantastischen Wunderblumen vorschwebten, die man in den Schaufenstern großstädtischer Blumenläden sieht, war sehr enttäuscht, als er hörte, es sei ein unscheinbares, winziges Pflänzchen, kaum zu entdecken, wenn nicht sein starker Duft es verriete.

In Seis, wo sie den letzten Aufenthalt machten, hörten sie, das Badhaus von Razes sei so besetzt, daß, wer nicht vorher bestellt hätte, kein Zimmer mehr bekäme. Als Wolf davon dem Botaniker Mitteilung machte, meinte dieser sorglos, er würde alsdann die Nacht im Freien zubringen.

„Safen werde ich doch nicht. Ich bin so munter, daß ich nicht schlafen kann. — Und ich werde schon ein Plätzchen finden, wo ich nicht in den Abgrund falle.“

„Aber erkälten werden Sie sich.“

„O, ich denke nicht. Ich bin sehr abgehärtet. In Sweden habe ich das oft getan. Und die Nacht ist ja so schön. — Ist sie nicht schön?“ fragte er in leis singendem Ton.

Grabaus schritt voran; aus seinen Haaren rann das salzige Wasser über die dunkelrote Stirn, neigte die Wimpern und biß in die Augen, die, geblendet von allzu viel Licht, ermattet von allzu viel Pracht, nun zu Boden schauten auf die gleichmäßig vortwärt schießenden, grau bestaubten Schuhe. Halb wie im Traum ging er, ganz erfüllt von der Empfindung Marie Luisens, die mit ihm sprach, ihn umschwebte in all den wechselvollen Erscheinungen aus vergangener Zeit. Und während er ihre Gestalt sah und ihre Stimme hörte, stellte er sich zugleich vor, daß sie bald, in einer Stunde schon — was er jetzt kaum begreifen konnte — leibhaftig vor ihm stehen würde. Seine Hand würde ihre schlanke und weiche umfassen. Ihre hell ausleuchtenden Augen würden auf ihm ruhen und diese Woge von entzückter Freude über ihn ergießen, in der sein Herz jedesmal zitternd emporschnellte. Er würde unter den blonden Wöckchen ihre weiße Stirn sehen, und ihr Mund würde zu ihm sprechen. Und er — was würde er antworten?

Zimmer wieder kostete er alle Erregungen des Wiedersehens, indem die ungeduldige Sehnsucht seine müden Füße vortwärtstrieb, und eine dunkle Gewalt, die sich bald gab als Sorge um ihr Wohl, bald als Ahnung einer Enttäuschung, die aber im Grund Furcht vor etwas im eigenen Innern war, sie zugleich hemmte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Lütticher Weltausstellung.

II

Zu einer Durchwanderung der Industrie- und Maschinenhalle benutzte man, wenn man sie des Studiums wegen unternimmt, am besten die Vormittags- und Mittagsstunden. Die Ausstellung ist dann meist nur von Fachleuten und Fremden besucht; erst nach zwei Uhr, vor Beginn der öffentlichen Konzerte, stellen sich die Lütticher Abonnenten und die mit den Lokalzügen aus den benachbarten Städten herangelkommenen Vergnügungszügler ein. Dann wird es in den Hallen ungemütlich: ein Strom vortwärt hastender Schaulustiger ergießt sich in die Gänge, und wer sich Notizen macht oder sich von den Ausstellern diese und jene technischen Einzelheiten erklären läßt, hat alsbald Reugierige um sich.

Durch den im ersten Bericht beschriebenen großen Portalvorbau des Industriegebäudes gelangt man zunächst in eine große, an den Seiten offene Halle. Rechts und links an dem hohen Voreingang stehen auf einem Sockel zwei Arbeitergruppen aus der Eisen- und Bergwerksindustrie: heimkehrende Arbeiter mit ihren Gerätschaften, die Frau mitten unter ihnen, als hätte der Künstler andeuten wollen, daß während man dem weiblichen Geschlecht die rechtliche Gleichstellung versagt, man es in Belgien für qualifiziert erachtet, gleich dem Mann die schwerste Grubenarbeit zu verrichten. Von der Halle führt der Weg zu einem langen, größtenteils mit Pavillons belgischer Aussteller besetzten Durchgang, der die Industriehalle der Breite nach durchschneidet und an der Rückfront durch einen breiten tunnelartigen Verbindungsgang unter den Gleisanlagen der Nordbahn direkt in die Maschinenhalle führt. Der Weg bildet gewissermaßen die neutrale Grenzschiede zwischen der den ganzen linken Flügel der Industriehalle einnehmenden französischen Industrieabteilung und den rechts gelegenen deutschen, englischen, amerikanischen, italienischen, chinesischen, japanischen und spanischen Abteilungen.

Frankreichs Industrieausstellung nimmt also fast allein den gleichen Raum in Anspruch, wie alle eben genannten Abteilungen zusammen; und noch günstiger gestaltet sich das Verhältnis für die französische Republik, wenn man die von ihr im Ausstellungsgebiet erbauten besonderen Hallen und Pavillons für die französische Landwirtschaft, die französische Lebensmittelindustrie und die verschiedenen französischen Kolonien mit in Betracht zieht. Man kann dann wirklich zweifelhaft sein, ob nicht Frankreich die erste Zensur gebührt, zumal auch manche Gruppen der belgischen Abteilung, speziell der belgischen Luxusindustrie, einen französischen, fast kann man sagen Pariser Anstrich haben, und zwar selbst in Industriezweigen, in denen technisch Belgien den größeren französischen Nachbar überholt hat. Jedenfalls ist, wenn man von der Maschinenausstellung absieht, Frankreich im ganzen nicht minder gut vertreten als Belgien selbst, in einzelnen Branchen sogar weit reichhaltiger.

Diese starke Beschicdung der Lütticher Ausstellung durch Frankreich wird hier allgemein anerkannt und lebhaft diskutiert. Die Grands Nation hat es ersichtlich aus politischen Gründen darauf angelegt, sich dem kleinen Belgien als wohlwollender Nachbar zu erweisen, der nicht kleinlich rechnet, wenn es gilt, dem befreundeten, gleichsprachigen Nachbarstaat einen Dienst zu leisten. Auf den verschiedensten Gebieten tritt dieses Bestreben hervor; so hat zum Beispiel die Stadt Paris offiziell die Ausschmückung des Vermees- und Voberieviertels der Ausstellung mit Gartenanlagen und deren Unterhaltung während der Ausstellungsauer übernommen.

Als gute Deutsche preußischer Nation beginnen wir unsere Wanderungen jedoch mit der rechtsgelegenen, durch ein Arkadenportal geschmückten deutschen Abteilung. Der Mittelbau stellt eine riesen-Germania dar, die, segenspendend, zwei zu ihren Füßen stehende und zu ihr aufblickende markige männliche Gestalten, Personifikationen der geistigen und körperlichen Arbeit, schüßt. Ueber der Gruppe erhebt sich ein Baldachin, der in durchbrochenen Buchstaben das Wort „Deutschland“ trägt, darüber schwebt steif und struppig, wie es die offizielle Heraldik verlangt, der Reichsadler. Der Entwurf ist eine Arbeit des Berliner Architekten und Bauinspektors Franz Jaffé, die Bildhauerarbeit hat Robert Schirmer geliefert. Für die Vorhalle eines großen Kunstgewerbemuseums wäre vielleicht die Gruppe ganz geeignet; hier wirkt sie zu massiv und schwer, umso mehr als man die gegenüberliegenden belgischen Pavillons zu nahe an das Portal herangerückt und vor diesem nur einen ungefähr drei Meter breiten Durchgang gelassen hat, so daß man den Kopf in den Nacken legen muß, um die oberen Partien des Portals zu erkennen.

Gleich hinter dem Portal liegt die Kollektivausstellung des Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndriats: eine in technischer Hinsicht höchst interessante Abteilung, die zum Teil aus Modellen von Zechen- und Schachtanlagen, Kokswerken, Hochdruck- Zentrifugal- und Abteuf-

pumpen, Kohlenverladestationen, technischen Apparaten für den Bergbau usw. besteht. Auch der, der nie ein Kohlenbergwerk betreten hat, erhält einen Begriff von der Anlage und den unterirdischen Arbeiten. Interessant ist vor allem das von der Firma Georg Fedel, St. Johann, ausgestellte Modell einer Kohlenverladestation. Das hin und wieder von einem Monteur in Betrieb gesetzte Werk zeigt, wie aus einem Kohlenkäfig vermittelst einer Winde die mit Kohlen gefüllten Behälter hochgehoben und selbsttätig in die auf Schienen an einem Drahtseil laufenden Karren entleert werden, die dann die Kohlen auf einer verfahrbaren, durch elektrische Kraft bewegten Brücke nach dem jeweiligen Entladeort befördern und dort automatisch entladen. Daneben steht das Riesenmodell (Maßstab 1:40) der von der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft betriebenen Zeche „Zollern II“ mit einer neuen elektrischen Fördermaschine der Siemens-Schudert-Werke und nicht weit von diesem das von der Harpener Bergbaugesellschaft ausgestellte Modell der Koksöfenanlage ihrer Zeche „Scharnhorst“, das die Ausnutzung der Abhitz- und überflüssigen Gase zur Erzeugung neuer Betriebskraft darstellt. Während sonst die überflüssigen Gase meist zum Betriebe von Gasmotoren benutzt werden, dienen sie in dieser Anlage zum Antrieb großer Dampfturbinen: meines Wissens der erste Versuch dieser Art im deutschen Bergbau.

Zur linken Seite des aus imitierten Kohlenblöden hergestellten hinteren Portals der Syndikatsausstellung zeigen die Mannesmann-Röhren-Werke in natürlicher Größe ein Stück abgebauter Strecke einer Kohlengrube, in der zur Abfüllung sogen. Mannesmannstempel (Stützen) angewandt sind. Auf der anderen Seite des Portals hat die Hibernia-Gesellschaft das Rettungslager ihrer Zeche „Schamrock“ und zugleich eine Uebungsstrecke für die Rettungsmannschaften ausgestellt, in der die praktische Anwendung der Rettungsapparate gezeigt wird. In natürlicher Größe wird eine von schlagenden Wettern heimgesuchte, abgebaute Strecke veranschaulicht, in welche die durch lebensgroße Wachsfiguren dargestellten Arbeiter unter Zuhilfenahme der Respirations- und Rettungsapparate eindringen, um ihren verschütteten Kameraden Hilfe zu bringen.

In dem an die Kohlensyndikats-Ausstellung angrenzenden Teil der deutschen Abteilung findet man eine reiche Kollektion von Ketten, Binden, Hebewerkzeugen ausgestellt, meist für den Bergbau bestimmt, ferner von verschiedenartigen elektrischen Apparaten, besonders der großen Kölner Firma Felten u. Guilleaume, die belanlich kürzlich die Helios-Gesellschaft in sich aufgenommen hat, des Kabelwerks Rheinb., der Deutschen Telephonwerke und der Firma C. P. Goerz, Friedenau-Berlin. Nicht weit davon steht die offene Säulenhalle der Deutschen Sprengstoff-Gesellschaft „Carbonit“, Hamburg-Schlebusch, mit einer Anzahl von Meßapparaten für Sprengungen und den Modellen einer deutschen und englischen Versuchssprengbahn. Der mit Wildern gezeigte Fries zeigt Arbeiter, die bei der Vornahme von Gesteinsbohrungen und Sprengungen beschäftigt sind.

Recht gut vertreten ist ferner die deutsche Chamotte-, Steinzeug-, Porzellan- und Glas- sowie die Bijouterie-Industrie (meist Pforsheimer Fabrikate) und die Goldschmiedekunst. Auch die großen deutschen Fahrrad- und Arbeitsmaschinen-Fabriken haben teilweise eine Auswahl ihrer hervorragendsten Fabrikate geschickt, vornehmlich Nähmaschinen, Strickmaschinen, Schreibmaschinen und Maschinen für die Buchbinderei, doch haben nur die kleineren und leichteren Maschinen hier Aufstellung gefunden, die schwereren hat man in die deutsche Abteilung der Maschinenhalle verwiesen. Namentlich stellen die Firmen Seidel u. Naumann in Dresden und Dirlopp in Diefelfeld schöne Erzeugnisse ihres Fabrikationsgebietes aus. Zeitweilig werden von Angestellten der betreffenden Firmen die einzelnen Maschinen in Bewegung gesetzt und gezeigt, was diese zu leisten vermögen.

Die englische und amerikanische Abteilung ist erst halb fertig und, soweit sie zu beschäftigen ist, bietet sie wenig Neues und Interessantes; nur die amerikanischen optischen Instrumente verdienen Beachtung. Fast scheint es, als wären die Planes nach ihrer letzten Ausstellung in St. Louis ausstellungsmüde geworden. Dagegen hat Italien die Ausstellung reich beschenkt, meist mit Bildhauerarbeiten (vornehmlich in Marmor und Gips), keramischen Erzeugnissen, Bijouterien und Musikinstrumenten. Wie gewöhnlich befindet sich unter seinen Ausstellungsgegenständen viel Marktware von zwar guter, aber keineswegs hervorragender Qualität. Natürlich stößt man hin und wieder auch auf sehr beachtenswerte Leistungen, zu denen ich vor allem die prächtigen Marmorskulpturen der Gebrüder Lapini in Florenz rechnen möchte.

China ist mit seinen kunstgewerblichen Erzeugnissen: Holz- und Lederarbeiten, Seidenstickereien, Silberarbeiten und einer beträchtlichen Anzahl für europäische Gartenhäuser berechneter, geschnitzter Pavillons erschienen, im wesentlichen gleicher Art, wie man sie in den Kunstgewerbemuseen und in den Chinawarenhäusern unserer Großstädte sieht. Ebensonenig bietet uns Japan, dessen Ausstellung an Ausdehnung die der meisten europäischen Nationen, mit Ausnahme der belgischen, französischen und deutschen, bei weitem übertrifft, Proben seiner in der Entwicklung begriffenen maschinellen Großproduktion, seiner Eisen-, Stahl- und Textilindustrie. Es scheint eingesehen zu haben, daß es sich in dieser Hinsicht doch noch nicht mit seinen europäischen Lehrmeistern messen kann und hat sich deshalb auf die Ausstellung der Produkte seines alten Kunstgewerbes beschränkt: Holz- und Knochen Schnitzereien, Emaille- und Lederarbeiten, Porzellan und Seidenstickereien; indes sind die ausstellenden Firmen

größtenteils so geschick gewesen, die gewöhnliche Verkaufsware zu Hause zu lassen und nur das Beste zur Schau zu stellen. Die Seidenstickereien aus Kioto und das Dsalaer Satsuma-Porzellan gehören entschieden zu den feinsten Erzeugnissen dieses Genres. Die Technik ist die alte geblieben, doch veratet manche dieser Produkte insofern eine Konzession oder richtiger Umäberung an den europäischen Geschmack, als man die alten Fragen, mit denen eine vergangene Epoche der japanischen Kultur ihre kunstgewerblichen Erzeugnisse ausstattete, fortgelassen hat, ohne in den Fehler zu verfallen, nun wahllos die europäischen Formen nachzuäffen.

In einem hübschen, mit Palmen decorierten Raum stellt die Dominikanische Republik ihre Landesprodukte: Hölzer, Tabakfabrikate, Bastgestriche, Rum usw. zur Schau, während nebenan einige japanische Firmen Weine, Bijouterien und Pianos aus dem Lande der Kastanien präsentieren. Vielleicht sind die Weine gut, die schönen Goldspieße und bunten Giletten lassen darauf schließen, aber das bloße Ansehen ist ein höchst zweifelhafter Genuß.

Frankreichs Ausstellung imponiert nicht nur durch ihre Reichhaltigkeit, sondern fast mehr noch durch ihr geschmackvolles Arrangement. Man mag sagen, was man will, auf dem Gebiet der decorativen Kunst kann Frankreich noch immer allen Nationen der Lehrmeister sein, und zudem haben die großen französischen Firmen, die seit einem halben Jahrhundert nicht nur die französischen, sondern alle Ausstellungen auf der Welt besichtigt haben, eine sichere Erfahrung darin erlangt, wie ihre Fabrikate arrangiert werden müssen, um ohne Aufdringlichkeit vornehm zu wirken. Deutlich zeigt das ein beliebiger Vergleich zwischen den gleichartigen Gruppen der französischen und der anderen Abteilungen, zum Beispiel zwischen der französischen und belgischen Automobil-Ausstellung. Man kann nicht sagen, daß dieser Teil der belgischen Abteilung geschmacklos arrangiert ist — aber in seiner Totalität wirkt er, da man ohne genügende Unterbrechung ein Fahrzeug neben das andere gestellt hat, einförmig und nüchtern, beinahe geschäftsmäßig. Wie ganz anders verstehen die Franzosen ihre Fabrikate zur Geltung zu bringen. Durch Einschlebung von Zwischenwänden, die meist mit dezenten Stoffen hübsch drapiert sind, haben sie kleine Nischen und stimmungsvolle Hintergründe geschaffen und vor diesen stehen auf matten Teppichen zwischen einzelnen Palmen die französischen Automobile, als wären es sorgfältig ausgewählte Kunstwerke.

Dieser seine Sinn für decorative Wirkungen zeigt sich auch in dem Arrangement der Damenroben-Ausstellung gleich links am Eingang zur französischen Abteilung, die einen Lieblingsaufenthalt aller Ausstellungsbesucherinnen ohne Unterschied der Nationalität bildet. In Glaskränken und Pavillons haben hier die großen Pariser Warenhäuser und weltbekanntesten Damenkleidergeschäfte, Louvre, Au bon Marché, Redfern, Pagin, Ancelet, Bequist, Kahn, Doeuillet, Jillot, Ricoir, Lucet u. Co. und wie sie sonst noch heißen, ein außerordentlich reichhaltiges Sortiment von Straßen-, Gesellschafts-, Ball- und Brauttoiletten ausgestellt, wahre Kunstwerke in ihrer Art. Das Höchste an Raffinement bietet jedoch die Ausstellung der „Couture“ (eine Vereinigung der für die reiche Pariser Damenvelt arbeitenden Schneider und Schneiderinnen). Man betritt eine dunkle Halle, die nur von oben etwas gedämpftes Licht empfängt. An den Seiten stehen große Glaskränke, deren Rückseiten aus Spiegelscheiben bestehen; vor ihnen hängen Kristallgürlanden und zwischen diese stehen seidene Balltoiletten, meist weiß, doch auch gelb, blaßrosa, lila, blau, resedafarbig. Erstaunt fragt man, was der halbdunkle Raum soll, in dem Einzelheiten kaum zu erkennen sind. Plötzlich wird einem jedoch der Zweck klar. Draußen ist der Fehel der elektrischen Leitung eingeschaltet worden und nun erstrahlen alle Kristallgürlanden in elektrischem Licht und spiegeln sich hunderttausendfach in den großen Spiegelwänden: ein Flammenmeer, in dem die Seide glänzt und glitzert.

Außer der Robenausstellung findet man in der französischen Abteilung noch schöne Seidentoffe, Zimmerausstattungen, Pianos, Kunstbronzearbeiten, Kristallwaren, künstliche Blumen, feine Gold- und Juwelierarbeiten. Auch die Metallbranche ist vortrefflich vertreten, namentlich mit Eisenmischfabrikaten, schönen Stahlwerkzeugen, Eisengüthern und Kunstschmiedearbeiten. Eine ganz hervorragende Spezialität der französischen Ausstellung aber bilden die prachtvollen Kupfer- und Messingfabrikate sowohl für industrielle Zwecke, als für den Haus- und Küchenbedarf.

Wir sind bei dem Tunnel angelangt, der zur Maschinenhalle hinüberführt. Dort sind, da sie in der Industriehalle keinen Platz mehr fanden, die kleineren Ausstellungen Hollands, Rußlands, Oesterreich-Ungarns, Schwedens, Perfiens und der Schweiz sowie der größere Teil der belgischen Ausstellung untergebracht. —

Geurich Cunow.

Kleines feuilleton.

k. Im Lande der Zwerge. Von seinem Besuche bei den Zwergen des zentralafrikanischen Urwaldes entwirft Oberst Harrison in einem soeben erschienenen Buche interessante Schilderungen. In Begleitung eines schottischen Ingenieurs und eines eingeborenen Arabers brach er Anfang Februar von Sado auf. Nach Ueberwindung des Ituriflusses erreichten sie den vielbesprochenen

Pygmäenwald. Den vorausgeschickten Gesandten war es gelungen, einige der kleinen Leute dazu zu überreden, die weißen Riesen mit einem Tanz zu begrüßen. Nach einer hastig eingenommenen Mahlzeit kamen etwa 35 Besucher, meist Männer, in unser Lager — eine seltsam aussehende Menge, fast nackt; die Männer trugen nur einen kleinen Streifen Hirschfell und die Frauen zwei Bündel Blätter. Ein alter Krieger schlug eine kleine Trommel, während die anderen unaufhörlich dazu tanzten, so daß wir nach einer Stunde Halt geboten; nachdem wir jedem Zeug, Salz und Perlen geschenkt hatten, baten wir sie, uns am nächsten Morgen auf die Jagd mitzunehmen. Aber leider waren am nächsten Tage alle in dem dichten Wald verschwunden." Sie stellten sich aber später wieder ein und zeigten Harrison ihre an fast unzugänglichen Stellen verborgenen Dörfer. "Ein Pygmäendorf besteht aus zehn bis zwölf Lauben, die einen Durchmesser von sieben Fuß und eine Höhe von vier Fuß haben, aus gebogenen Zweigen gebaut und mit Bananenblättern bedeckt sind. Jede Hütte wird gewöhnlich von acht oder neun Leuten bewohnt. Alle gehorchen dem erwählten Häuptling, dessen Hauptpflicht es ist, Streitigkeiten zu schlichten und die häufige Frage zu entscheiden, wohin das Lager verlegt wird; denn die Zwerge leben fast nur nomadisch. Einige Kochtöpfe aus Ton und Flaschenkürbisse für Wasser sind ihre einzigen Hausgeräte." Das Haar der Zwerge ist sehr kurz und lockig; sie verbringen viel Zeit damit, es kunstvoll zu ordnen. Am meisten beliebt ist bei ihnen die Mode, das Haar in verschiedenen Formen über den ganzen Kopf auszuscheiden; manche rasieren den halben Kopf, andere schneiden schmale Streifen durch das Haar, viele drehen es in zwei oder drei Wäskeln, in die sie Federn oder das Haar von Eichhörnchen einflechten. Die Zwerge haben eine Höhe von 3 Fuß 10 Zoll bis 4 Fuß 5 Zoll. Einige sind ziemlich dick, die meisten aber wahre Skelette; die Frauen sind, wie gewöhnlich bei den eingeborenen Rassen, robuster als die Männer. Ihre Gesichtsfarbe variiert vom dunkelsten Schwarz bis zu einem kränklichen Gelb. Kupfer- und Messingdraht wird zum Anfertigen von Schmuckstücken sehr geschätzt, auch verschiedene farbige Perlen, große und kleine, sowie Kaurimuscheln sind sehr gesucht. Zur Anfertigung von Waffen sammeln sie Eisenstein, graben ein Loch in den Boden für das Feuer und schmelzen ihn ein mit einem primitiven Blasebalg aus einem roh gegerbten Fell, das an ein hohles Bambusrohr gebunden ist. Sie machen Speere, Messer und Pfeile; die letzteren sind verschiedenartig und gut gearbeitet, wenn man bedenkt, daß ihre einzigen Werkzeuge verschieden geformte Steine sind. Ihre Lebensdauer ist sehr kurz, die Männer erreichen selten das 40., die Frauen kaum das 35. Jahr. Acht Monate im Jahre ist der Wald ein Sumpf; denn es regnet in dieser Zeit täglich. Dann ist es sehr schwer, Nahrungsmittel zu beschaffen, sie leben von dem, was sie bekommen können, tote Ratten, Mäuse und Frösche müssen ihnen zur Stillung ihres Hungers dienen. Eine schreckliche Heißel für sie sind die Vöden. Alle scheinen auch an einem schweren, quälenden Husten zu leiden. Seltsam sind ihre Heiratsitten. Sie heiraten gewöhnlich im Alter von acht oder neun Jahren. Die Männer kaufen ihre Frauen mit drei oder vier Speeren und 10 bis 15 Pfeilen, je nach dem Marktwert der Frau. Diese bezahlen sie ratenweise, und die Werbung beginnt damit, daß der Mann dem Vater einen Speer schenkt; wird er angenommen, so kommt er sobald wie möglich mit einem zweiten, aber erst, wenn er den letzten Pfeil gebracht hat, darf er die Braut nehmen. —

gr. Buntfarbenfabrikation für Druckzwecke. Ueber Buntfarbenfabrikation hielt in der letzten Sitzung des Vereins für graphische Künste der Chemiker Dr. K l a m o t h einen interessanten Vortrag. Redner wies zunächst auf die bedeutenden Fortschritte in der Farbenindustrie hin, deren schnelles Vorwärtsschreiten den graphischen Gewerben so außerordentlich zuzustatten gekommen ist, es ihnen überhaupt erst möglich gemacht hat, mehr und mehr den herantretenden Anforderungen mannigfacher Art gerecht zu werden.

Man unterscheidet zwei Klassen von Farben und zwar: 1. die natürlichen unorganischen und organischen Farben und 2. die künstlich erzeugten unorganischen und organischen Farben. In die erste Klasse gehören hauptsächlich die gegrabenen oder Erdfarben und Farbstoffe, die dem Tier- und Pflanzenreich entstammen. Indigo und Krapp werden aber heute auf künstlichem Wege weit schöner und echter als die natürlichen Farbstoffe dargestellt. Die Folge davon ist, daß Indigo, der sich im Färberkräutler als Farbstoff vorfindet, und Krapp, der die Wurzel der Färberkröte darstellt, heute so gut wie nicht mehr angebaut und kultiviert werden. Von den Farben der zweiten Abteilung sind die unorganischen Produkte komplette chemische Verbindungen, die auf dem Wege der chemischen Reaktion der verschiedenen Körperklassen gegeneinander entstehen. Hierher gehören: Cremweiß oder Bleiweiß, Zinkweiß, Permanentweiß und das Transparent oder Mischweiß; letzteres ist ein für den Drucker absolut unentbehrlicher Körper, speziell bei Chromodrucken. Beim Gelb nehmen besonders die chromsauereren Bleiverbindungen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese außerordentlich wichtigen Farben lassen sich in allen Nuancen erhalten. Als blaue Farbe wird heute nur noch wenig das Kobaltblau verwendet; hier beherrschen das Ultramarin und die Eisenfarben das Feld, Farben, die der Drucker täglich gebraucht. Das Ultramarin, das früher die teuerste Farbe darstellte, weil man sie nur aus dem Halbedelstein Lapis lazuli gewinnen konnte, ist heute die billigste, da es gelungen ist, sie künstlich aus sehr billigen Rohstoffen zu erzeugen. Die Eisenfarben entstehen aus gelbem Blutlaugensalz, auch kurz Gelbsalz genannt, und

Eisenbitriol. Das entstehende Zwischenprodukt, der sogenannte Weizteig, wird oxydiert, und so werden die schönen, oft tief blauen, oft mit Bronzeglanz sich verbrüdenen Sorten von Bronze-, Nitori- und Pariserblau erhalten. Mischungen aus derartigen blauen Farben mit chromgelben stellen die chromgrüne dar. Von anderen grünen Farben sind erwähnenswert die chromoxydgrüne, die für den Banknotendruck sehr wertvoll ist, sowie die zinkgrüne.

Die künstlich erzeugten organischen Farbstoffe sind schlechtweg unter dem Namen Anilinfarben bekannt. Diese Farben, die eigentlich erst den Farbensinn geweckt haben und deren Zahl eine unbegrenzt große ist, entstammen dem schmutzigen und unscheinbaren Steintohlenteer, den man vor circa 40 Jahren noch kaum beachtete. Erst durch diese Farbstoffe ist es der Drucktechnik möglich geworden, ihre großen Erfolge zu erringen. Die Druckfarben führen die wasserlöslichen Anilinfarben in wasserunlösliche, sogenannte Pigmentfarben oder Farbblende über. In neuerer Zeit ist es gelungen, gerade aus Anilinfarbstoffen viel edlere und schönere Farben zu gewinnen, als die natürlichen Farbstoffe sie uns bieten können. —

Technisches.

— Ein Nachteil der Quarzgefäße. In neuester Zeit werden für bestimmte Zwecke chemischer Untersuchung Gefäße aus geschmolzenem Quarz in den Handel gebracht, und ihre Unschmelzbarkeit bis zu Temperaturen von nahezu 1400 Grad, ihr Widerstand gegen Säuren und gegen plötzliches Abkühlen sowie andere Eigenschaften verleihen ihnen besondere Vorzüge vor den Glasgefäßen. Leider aber besitzen die Quarzgefäße eine Eigenschaft, welche ihre Verwendung sehr beschränkt, nämlich eine große Durchgängigkeit für Gase. Für Wasserstoff hatte bereits Willard, für Helium Jaquerot und Berrot die Durchgängigkeit selbst bei Temperaturen unter Rotglut nachgewiesen. Verhelot zeigt nun in einer direkt der Durchlässigkeit der Gefäße aus geschmolzener Kieselsäure gewidmeten Untersuchung, in welcher er Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenäure, Naphthalin und reines Methyl verwendete, daß die geschmolzene Kieselsäure sich den Gasen gegenüber bis zu einem bestimmten Punkte wie eine tierische Membran verhält und sowohl Endosmose wie Exosmose gestattet; der Verlauf der Erscheinungen hängt ab von der Dike der Wand, dem Grade des Erweichens, von dem Anhaften von Kohle und anderen festen Reaktionsprodukten an der Wand, von den sich folgenden Temperaturen und der Dauer jeder einzelnen und von der Zusammensetzung der das Gefäß außen umgebenden Atmosphäre, d. h. von der Spannung der einzelnen Gase im Innern des Gefäßes. Die Verwendung der Quarzgefäße für Untersuchungen mit Gasen ist somit ausgeschlossen. — („Umschau“.)

Humoristisches.

- Tapper verteidigt Tochter (ihrem Vater berichtend, der vom Spaziergang zurückkehrt): „... Zuletzt wollte der Gerichtsvollzieher noch das Klavier pfänden, Papaden; aber da haben wir uns hingesezt und vierhändig gespielt... da hat er sich nicht herangetraut!“ —
- Auzüglich. Herr (im Eisenbahncoupé): „Näh kennt in meiner Heimat jede Rah?“ —
- Mitreisender: „Sie sind gewiß Gastwirt?“ —
- Raiv. Frau (im Theater, während einer Liebeszene, empört): „Das ist ja der Schauspieler, der bei uns auf der ersten Etage wohnt... Na, so ein verheirateter Kerl, der sollte sich auch 'was schämen!“ —

(„Reggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

- Von Wilhelm Holzamer ist soeben bei Biegandt u. Grieben, Berlin, ein neues Buch erschienen: „Im Wandern und Werden“. Kritische Randbemerkungen. Preis 2,50 M. —
- Unter dem Titel „Kultur der Familie“ gibt Hans Pudor-Steigly vom 1. Oktober ab ein illustriertes Monatsblatt heraus. —
- Von Berliner Theatern. Aus der Verpachtung des Neuen Theaters ist nichts geworden. Reinhardt behält die Direktion in der nächsten Spielzeit bei. — Das National-Theater hat in Pester-Prosky, dem Leiter des Kölner Flora-Theaters, einen neuen Direktor bekommen. Der Besitzer des Hauses, Schippanowsky, wird mitteilen. Das Theater soll der Oper gewidmet bleiben. —
- Oskar Blumenthal hat ein neues Lustspiel geschrieben. „Der Schwur der Treue“ heißt es. Im Schauspielhaus wied's aufgeführt. —
- Die Deutsche Orientgesellschaft hat eine Expedition ausgesandt, welche die Synagogenruinen Galiläas erforschen soll. —
- Auf Madagaskar wurden von zwei Forschern zahlreiche Knochen ausgestorbener Halbaffen ausgegraben. Unter diesen ausgestorbenen Halbaffen sollen sich Formen befinden, die den Affen weit näher stehen als den Lemuren. —